



Umschlag von Laslo Lakner

**14. Erich Arendt** (1903, Neuruppin – 1984, Wilhelmshorst)

## ***Das Fenster***

***Ich löste die Spange***

***am Mantel der Nacht:***

***Nackt glänzte,***

***Schlängengeäder, die Schulter***

***des Marmors, naxisch.***

***Alte wirrende***

***Wasser! Handloses***

***hob die Welle. Traum-***

***hieroglyphe im Sand: Der***

***Vogelfuß. Schweigender Tanz***

***eines Flügelpaars. Schatten.***

***Von fern-***

***gesichteter Insel – tausend***

***im Meer – schmal, schwimmend***

***des Spätmonds***

***zitternde Schrift,***

***undeutbar. – Im Schwarz***

***eines Fensters***

***die Doppelbrust, hell, ihr***

***kretischer Leib, stumm***

***die Locken, der Nackensturz***

***nah:***

***Es glühte wie Atem***

***die Spange in meiner***

***geschlechtlichen Hand.***



Die lyrischen Anfänge Erich Arendts liegen in der zufälligen Beschäftigung mit den Gedichten von August Stramm. 1926 wird er Mitglied der Kommunistischen Partei: „Die Politik war so intensiv, dass man anderes nicht denken konnte.“ Weil er sich auch mit seiner Dichtung politisch engagieren will, beteiligt er sich 1928 an der Gründung des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller.“ Wie viele andere emigriert er 1933 nach Frankreich und beteiligt sich drei Jahre später am Spanischen Bürgerkrieg mit einer Leihbücherei: „Die Revolution gewinnt man nicht nur mit Waffen, sondern auch mit Hirnen.“

1940 ist er in Paris und Bordeaux interniert, kann aber 1942 mit seiner Frau nach Kolumbien fliehen, wo er bis zu seiner Einreise in die DDR zwölf Jahre lebt: „Spanien und Südamerika waren Freiheitsfaktoren in meiner dichterischen Entwicklung. Sie befreiten nicht nur von einer doktrinären Enge, die im Abwehrkampf gegen die Nazis in Deutschland gegeben war.“ Er übersetzte einige spanischsprachige Autoren wie Pablo Neruda, aber auch Walt Whitman.

Die DDR bot Arendt nicht nur ein sicheres Einkommen, sondern auch Veröffentlichungsmöglichkeiten. 1951 erschien der Band *Trug doch die Nacht den Albatros* mit Gedichten, die in Kolumbien entstanden waren. 1952 folgte konsequent *Bergwindballade. Gedichte des spanischen Freiheitskampfes*.

1951 veröffentlichte Alfred Margul-Sperber, ein Dichter ungefähr gleichen Jahrgangs (1898-1966) wie Erich Arendt, auch hinter dem „Eisernen Vorhang“, nämlich im Staatsverlag für Literatur und Kunst (Bukarest), den Gedichtband *Zeuge der Zeit*, gegliedert in zwei Abteilungen. In der zweiten mit dem Titel „Weg im Licht“ kennt die politische Gebrauchsliteratur im Blick auf den „Menschen der neuen Art“ kein Halten mehr. Klassenfeind und Genossen, Partei und Sozialismus: „Stalins Geist und Stalins Hand / Lenkt alle Hände hin zu Sieg“. Während sich Arendt als verdienstvoller Freiheitskämpfer allmählich von den politischen Worthülsen in seiner Lyrik befreien konnte, musste Margul-Sperber lange Zeit mit einem totalitären Regime taktieren. Erst 1963 gelang es Margul-

Sperber in seinem letzten Gedichtband *Aus der Vorgeschichte. Mythen, Mären, Moritaten*“ fast ohne Rücksicht auf die politischen Gegebenheiten sein eigentliches Werk zu präsentieren, indem er den Zensoren mit einer Vorbemerkung ein Schnippchen schlug: „Der Titel dieses Buches ist eine Anspielung auf den Einspruch Engels‘, die eigentliche Geschichte der Menschheit beginne erst mit dem Sozialismus.“ Die übliche Auflage von 500 wurde sogar auf 1120 Exemplare erhöht.

Der Außenseiter Erich Arendt plädierte dagegen „für die Autonomie der Dichtung, der Kunst allgemein. Ich glaube“, so schreibt er weiter, „dass, wenn Kunst sich in irgendeinen Dienst stellen lässt, keine Wirkung von ihr ausgeht, und dass keine Interaktion zwischen dem geschriebenen Wort und dem Leser entstehen kann.“ Sein Spätwerk erschien erstaunlicherweise zeitgleich in Ost- und in Westdeutschland.

1985. Ein Jahr nach Erich Arendts Tod, schreibt Fritz J. Raddatz in sein Tagebuch: „Kein Mensch weiß, wer sein Urheberrecht geerbt hat.“ Es war für mich in der Tat ungeheuer zeitaufwendig, die Erbin Ragna Pitoll in den Zeiten der Wende ausfindig zu machen und die Lage juristisch klären zu lassen. Als Gerhard Wolf, Reinhard Kiefer und ich an einer Arbeitstagung über Erich Arendt in Wiepersdorf teilnahmen, kam es nach der Bekanntgabe, dass im Rimbaud Verlag eine Werkausgabe erscheinen würde, zu einem Eklat. Man bekam das Gefühl, man nähme den Schriftstellern aus dem „Osten“ etwas weg. Auch bei einem privaten Besuch bei Gerhard Wolf zeigte sich seine Frau, die Schriftstellerin Christa Wolf unversöhnlich und abweisend. Einige Jahre später sollte sich das allerdings ändern, nachdem sie aufgrund eines Stipendiums eine Zeitlang in den U.S.A. gelebt hatte.

Der Niedergang der DDR zeigte sich auch in der Bekanntschaft mit dem Schriftsteller Ulrich Berkes, für dessen Gedichte ich mich interessierte und auch verlegte. Er hatte ein erstaunliches Buch mit dem Titel *Eine schlimme Liebe* geschrieben, welches sowohl das eigene schwule Leben als auch die Schriften Lautreamonts thematisierte. Wie für Christa Wolf und andere ausgewählte Künstler gab es auch für ihn besondere Ein- und Ausreisebedingungen. Jedenfalls sprach er davon. Wenn ich mich recht erinnere, genügte ein roter Pass. In den letzten Monaten vor dem Mauerfall zeigten sich auch für uns „Westler“ die ersten Reiseerleichterungen. Wenn wir Berkes besuchten, wurden wir ungewohnt lasch kontrolliert. Dem Phänomen des Übergangs kommt man in dem Roman „P14“ meines Autors Friedrich Kröhnke ganz gut auf die Spur.

Mittlerweile ist die DDR glücklicherweise verschwunden – wie ein böser Traum. Man hatte von dem verbrecherischen System des Staatssicherheitsdienstes, der Stasi, so gar keine Ahnung. Als Reinhard Kiefer und ich nach einem Besuch der Staatsoper im gegenüberliegenden Lokal ein miserables Menü nicht bezahlen wollten, habe ich nichts ahnend geschrien: „Dann holen Sie doch Ihre Stasi“. In der Tat wurde telefoniert und man sagte schließlich, dass wir gehen könnten. Nicht auszudenken, wie leicht es hätte anders ausgehen können.

\*

## Reinhard Kiefer: Christa Wolf

Als ich in den 80er Jahren deutsche Literatur studierte, war Christa Wolf eine absolute Größe. Wir lasen im Seminar *Kein Ort. Nirgends* oder *Kassandra*. Immer ging es darum, die untergründige Kritik am real-existierenden Sozialismus in der DDR zur Sprache zu bringen. Aufgrund dieses Interpretationsansatzes war es schließlich ziemlich mühselig mit diesen Texten und den immer gleichen Botschaften, die wir ihnen entnahmen, umzugehen. Dass Christa Wolfs Literatur mehr als nur eine politische Dimension hatte, kam uns nicht in den Sinn.

Gerhard Wolf lernte ich schon kurz nach der Wende kennen. Es ging um Erich Arendt, mit dem das Ehepaar Wolf befreundet war. Es sollte eine Ausgabe der Gedichte Arendts veranstaltet werden. Gerhard Wolf hatte vor, zu jedem Band ein Nachwort zu liefern. So kam es auch, dass wir ihn in Berlin besuchte. Bei den ersten Besuchen zeigte sich Christa Wolf nur kurz, verteilte Begrüßungen, Kaffee und verschwand. Sie war damals schon etwas schwer geworden und man merkte die Mühe, die ihr das Gehen machte. Sie legte nicht viel Wert auf Äußeres, ihre Augen waren eindrucksvoll.

Es muss 2002 gewesen sein, als Gerhard Wolf in einer befreundeten Galerie eine Ausstellung organisierte, in der Arbeiten von Künstlern des Rimbaud Verlages gezeigt werden sollten. Zur Eröffnung sollte ich aus *Vor der Natur* lesen. An diesem Abend, zu dem sich doch einige Zuhörer eingefunden hatten, erschien auch Christa Wolf. Schließlich las ich einen Text von Carl Schmitt vor, der die Utopie zum Inhalt hatte. Ein Text, der sich gegen die Utopie wandte.

Später, als wir in einem italienischen Restaurant aßen, sagte sie zur mir: „Den Text zur Utopie, den Sie da vorgelesen haben, hab ich gar nicht verstanden.“ Und zu Elke Erb, die uns begleitete, wandte sie sich mit der Bemerkung: „Elke, deine Texte verstehe ich auch nicht.“ In dem Restaurant kam es zu einem angeregten Geplauder jenseits der Literatur. Weine und Austernessen waren ein Thema. Die Wolfs hatten in Frankreich gelernt, gutes Essen und gute Weine zu schätzen. Die protestantisch-kommunistische Verzichtshaltung hatten sie überwunden und auch kein schlechtes Gewissen mehr, es sich gut gehen zu lassen – trotz all der sozialen Ungerechtigkeit und des Hungers in der Welt. Die Diktaturen schlugen ihnen nicht mehr auf den Magen.

Am folgenden Tag kamen wir nochmals zusammen. Bernd Albers und ich waren zum Kaffee eingeladen. Diesmal drehte sich die Unterhaltung um Literatur, selbstverständlich ging es zunächst um Erich Arendt und seine letzte Zeit. Wir sprachen auch über die Bedeutung des 27. Septembers und dass sie seit 1960 jeweils den Verlauf dieses Tages notiere. Thomas Brasch hatte diesem Datum sogar einen Gedichtband gewidmet, Christa Wolf veröffentlichte ihre minutiösen Aufzeichnungen zum 27. September kurze Zeit später unter dem Titel *Ein Tag im Jahr*.

Einen ganz bestimmten Tag des eigenen Lebens über Jahre oder Jahrzehnte zu verfolgen, das ist, soweit ich es sehe, etwas ganz neues. Kontinuität und Diskontinuität des Lebens werden somit deutlich, all die fortgesetzten und abgerissenen Lebenslinien zeigen sich. All das Verpasste und all das Wahrgenommene geben sich zu erkennen.

Sie fragte mich auch nach meinen Plänen, doch wusste ich nichts Rechtes zu sagen. Kurz: Es genierte mich, ihr gegenüber gestehen zu müssen, schon seit vielen Jahren an einem nicht einmal besonders umfangreichen Roman (*Halbstadt*) zu arbeiten. Ich schenkte ihr einen

Band Vor der Natur. Sie schenkte auch einiges und signierte es – zu meinem Erstaunen – mit sehr persönlichen Worten.

\*

### **Elisabeth Axmann über Alfred Margul-Sperber**

Meine Arbeit beim *Neuen Weg* hab ich zu einem günstigen Zeitpunkt begonnen: Stalin war tot, in Moskau regierte man angeblich kollektiv und kämpfte in Wahrheit um die Macht, während in Rumänien Gheorghiu-Dej seine Rivalen ausgeschaltet hatte (hingerichtet wie Lucrețiu Pătrășcanu, in die Verbannung geschickt wie Ana Pauker, Vasile Luca und andere), und es sich zeitweise leisten konnte, an die Verbesserung seines Ansehens und an das Ansehen seines Landes zu denken. Jeder wollte, nach den ersten Stürmen der Diktatur, sein Image wieder verbessern, auch der *Neue Weg*, und so war man bei der Zeitung vorerst über jedermann froh, der es verstand, wie ein «Zivilist» zu schreiben. An der ideologischen Front wurde im Moment auch nicht mehr so besessen gekämpft: Schließlich waren die Gefängnisse voll und die Angst saß den Menschen in den Knochen.

Auch einem wie Sperber, der doch, in jüngeren Jahren, an den Kommunismus als befreiende und Gerechtigkeit stiftende Macht geglaubt hatte und irgendwie, im Tiefsten, wohl immer noch glaubte. Es muss ihn verstört, ja, innerlich gebrochen haben, zu erfahren, wie ungerecht und hart die «Diktatur des Proletariats» in Wirklichkeit war. Und bestimmt hatte er schon viel früher von den Verbrechen Stalins erfahren ... Und dennoch schrieb er Lobeshymnen auf den Tyrannen. Er hatte zwei Söhne in den Vereinigten Staaten, einer von ihnen soll Offizier gewesen sein, in Rumänien gab es einen hohen Parteifunktionär, der davon Kenntnis hatte, und der erpresste ihn damit.

Alles, was ich über diese Umstände weiß, hat mir der Schriftsteller Alfred Kittner, ein gemeinsamer Freund, erzählt. Sperber selbst sprach nie darüber. Was ich aber im Umgang mit ihm in jenen Jahren erkennen konnte und was er sich auch nicht zu zeigen scheute, war seine tiefe Resignation.

Er kam, in der ersten Zeit, öfters zum *Neuen Weg*, später rief er nur an, wenn er ein Gedicht oder eine Erklärung abzugeben hatte, und ein Chauffeur holte den Text ab. Man traf ihn bis gegen Ende der fünfziger Jahre noch bei verschiedenen Gelegenheiten, so zum Beispiel auf der Geburtstagsfeier der Zeitung, die jedes Jahr Anfang März stattfand. Als Sperber für seine Übersetzungen aus der rumänischen Volkslyrik den Staatspreis bekam, wurde beim Schriftstellerverband ein Empfang organisiert; diese Übersetzungen waren wirklich schön und den Originalen innerlich verwandt, jenen hoch poetischen Texten, die immer wieder die Liebe zur Natur und zugleich eine entwaffnend fatalistische Schicksalsergebenheit zum Ausdruck bringen. Das kam wohl Sperbers eigener Gemütslage und seiner Begabung entgegen und er hatte viel Freude an diesen Texten, wie auch an seinen Übersetzungen aus der Weltliteratur.

Mit den Jahren ging er immer seltener aus, und ich besuchte ihn öfter zu Hause in der Maria Rosetti. Manchmal war ein kurzes Gespräch für die Zeitung zu führen, dann kam allerdings sehr bald der Zeitpunkt, an dem er sagte: «Stecken Sie den Bleistift in die Tasche, Lieselchen, ich kann nicht sprechen, wenn ich einen Bleistift sehe!» Dann ging er zu einem seiner hohen Regale, schlug ein Buch auf, hob es dicht an seine kurzsichtigen Augen heran, und fing an,

mir vorzulesen: halb klagend, halb singend, wehrlos der eigenen Ergriffenheit ausgeliefert. Immer aber war, was ich zu hören bekam, bedeutend und schön.

Ich sollte den Bleistift wegstecken ... dabei hat ihm einmal gerade mein Bleistift große Freude bereitet. Es war im Dezember 1956, Rilkes Todestag jährte sich zum dreißigsten Mal und Sperber schrieb für unsere Zeitung einen Gedenkartikel über den Dichter, an den zu erinnern noch drei-vier Jahre früher niemand gewagt hätte. «Sieh den Text durch und gib ihn ab!» sagte mir der Abteilungsleiter. Das tat ich auch und der Artikel gefiel mir, als ich aber plötzlich an einen Absatz kam, der gar nicht zu dem Übrigen passte, in dem von Fäulnis und von der imperialistischen Gefahr die Rede war, die von solcher Dichtung ausgehe, handelte mein Bleistift selbsttätig und strich die ärgerlichen Zeilen. Am nächsten Morgen rief mich Sperber in aller Früh zu Hause an und bedankte sich, wie es seine Art war, mit überschwänglichen Worten: «Ich weiß, das haben Sie getan und ich küsse Ihnen das Herz dafür!»

Einmal dann – es muss bei meinem letzten oder vorletzten Besuch in der Maria Rosetti gewesen sein – las Sperber mir nicht mehr Shakespeare, Dante oder Eliot vor, sondern eigene Verse, die ich noch nicht kannte: eine ganze Reihe schöner, erschütternd trauriger Gedichte. Von den steigenden Wassern des Todes war die Rede, vom Wunsch nach dem Ende. «...Wenn dein gequälter Mund, schon schief von Trotz und Alleinsein, / Aufstöhnt, vermauere ihn...»

Jessika, Sperbers zierliche Frau, hatte uns auch an jenem Tag, wie gewöhnlich, Tee gebracht, und sich dann, nach einigen freundlichen Worten, zurückgezogen. Nur einmal, als ich meine kleine Tochter mitgebracht hatte, blieb auch sie mit uns, sprach ganz vorsichtig, fast schüchtern mit dem Kind und ließ sich von der zutraulich Gewordenen Verse aufsagen.

Am 3. Januar 1967 kehrten wir, mein Mann Titus und ich, spät abends aus Brăila zurück, wo wir hingefahren waren, weil sich zu Silvester der damals noch nicht lange zurückliegende Todestag meines Schwiegervaters jährte. Zu Hause erwartete mich eine dringende Nachricht: Sperber sei gestorben, war mitgeteilt worden, ich solle am nächsten Morgen so früh wie möglich in die Redaktion kommen, um eine Sonderseite der Kulturbeilage vorzubereiten.

An diese Seite und an die Beiträge, die dort erschienen sind, erinnere ich mich nicht mehr, umso eindringlicher aber an Sperbers Begräbnis: Es war bitter kalt, als man den Leichnam, nach jüdischer Sitte, in einem einfachen Brettersarg auf dem Bukarester israelitischen Friedhof beisetzte, die Erde war gefroren. Ein kaltes Bett für diesen Toten: ich dachte an Storoshynetz, an die Wiesen am Rande der Stadt, an den Flondorschen Wald: hier hatte auch er seine Kindheit verbracht. Und der Kantor sang die Totenklage mit so wildem Gefühl, als hätte er soeben selbst um sein Leben gespielt und verloren.

Am 23. September, an Sperbers Geburtstag, bei mildem Spätsommerwetter, versammelte Alfred Kittner uns alle – Sperbers Freunde, wie er sagte – wieder am Grab. Und es wurde beschlossen, jedes Jahr, an diesem Tag, den gemeinsamen Besuch nach Möglichkeit zu wiederholen. Was eine Zeitlang auch eingehalten wurde.

## **Erich Arendt im Rimbaud Verlag**

- *Trug doch die Nacht den Albatros*
- *Bergwindballade*
- *Tolu*
- *Feuerhalm*
- *Flug-Oden*
- *Gesang der sieben Inseln*
- *Ägäis*
- *Memento und Bild*
- *Zeitsaum*
- *entgrenzen*